

Magdalena Diaz

Angeklagt

Bekenntnis einer Mutter

ROMAN



»Der erotische Roman«
Band 89

© 2005

AMM

Amanda Media & Marketing AG, Zug/Schweiz

Vertrieb:

Edition Combes

im Verlag Frank de la Porte

Frankenstraße 17

D-96328 Küps

Tel. 092 64-9766

Fax 092 64-9776

www.edition-combes.de

ISBN 3-937914-17-X

Alle Rechte vorbehalten. Es ist verboten, dieses Werk im Ganzen oder auszugsweise nachzudrucken oder durch Bild, Funk, Fernsehen, Internet, Tonträger und EDV-Systeme zu verbreiten.

Zu widerhandlungen werden strafrechtlich verfolgt.

Prolog

Ich vegetiere hier in dieser Zelle des Frauengefängnisses von San Angelo dahin und stiere die vor Nässe triefenden Wände dieses schlimmsten und verrufensten aller Frauengefängnisse an. Die Zelle ist zudem kalt und schlecht durchlüftet. Wer hier lebenslang eingesperrt ist, der hat sich Pest und Cholera gleichzeitig eingehandelt. San Angelo – das habe ich schon nach den ersten Tagen hier begriffen – ist die Demütigung per se. Und für eine Frau mit einer intakten Gefühlswelt, fernab jeder Verrohung, ist es die Hölle. Daß ich hier wieder herauskomme, ist sicher. Die Frage ist nur wann und in welchem Zustand. Denn was ich verbrochen habe, ist weder Mord noch Totschlag. Mein Vergehen, oder wie immer man das auch nennen will, ist meine endlose Liebe zu meinem Sohn Raphael. Nein, ich meine nicht die normale Liebe, wie sie jede Mutter empfindet. Meine Liebe zu meinem Sohn ist viel tiefgründiger und inniger, daß sie für viele Menschen, darunter auch meine Ankläger, nicht mehr nachvollziehbar ist. Deshalb empören sie sich. Ja doch, sie empören sich über etwas, was ich persönlich als das größte Glück in meinem Leben empfunden habe.

Daß das Verhältnis zu meinem geliebten Sohn so jäh beendet wurde, gehört zu einem der größten Schicksalsschläge in meinem Leben. Doch daß man

mich zusätzlich meiner Freiheit beraubt und mir dieses unwürdige Dasein beschert hat, ist für mich eine Erniedrigung, die Tag für Tag tiefere Wunden reißt.

Immerhin hat man mir auf Drängen meines Anwalts für die Zeit bis zur ersten Verhandlung einen Schreibblock und einen Bleistift überlassen.

Ich sehe meine Lage durchaus realistisch: Die Justiz, genauer der Untersuchungsrichter, begreift überhaupt nicht, worum es geht. Er hat keinen Draht zum anderen Geschlecht, ist natürlich Junggeselle, in einem Waisenhaus aufgewachsen und durch eine strenge juristische Schule gegangen, in der formelles Recht nach dem Buchstaben des Gesetzes konsequent gepredigt wurde. Dieser Mann muß sich nun in die Gefühlswelt einer Mutter hineindenken. Dabei versteht er nicht einmal die Sprache, in der ich meine Gefühle beschreibe.

Man wird sich nur schwer vorstellen können, was herauskommt, wenn ein Scheidungsrichter plötzlich Verkehrsdelikte ahndet, ein Strafrichter einen Erbrechtsfall untersucht oder ein Verwaltungsrichter bei Wettbewerbsstreitigkeiten Recht spricht? Doch diese Beispiele sind nicht schlüssig, denn man könnte noch argumentieren, daß sich jeder in seinen Fall hineinarbeiten könnte. Das ist aber bei dem Scheusal Figueras, der über mich zu richten hat, nicht der Fall. Er hat nicht die Fähigkeiten, sich in meinen Fall hineinzuarbeiten, denn ihm fehlt das Verständnis für die Gefühle einer Mutter, geschweige denn die Gefühle einer liebenden Mutter zu ihrem geliebten Sohn.

Er hatte, so ist zu vermuten, nur eine biologische Mutter und keine, die ihn in einer Familie behütet und aufgezogen hat. Ja, der feine Herr kennt nicht einmal ein eigenes Familienleben. Hier sind wir beim Verkehrsrichter angelangt, der selbst keinen Führerschein besitzt.

Ich schöpfe ein letztes Quentchen Hoffnung, daß es mir gelingen wird, mit meinen Aufzeichnungen ein bißchen Bewegung in die Gehirne und Seelen derer zu bringen, die über mich urteilen werden. Es ist ja nicht der Richter Figueras allein, dem ich ausgeliefert bin; es ist die Justiz schlechthin mit ihrer festgeschriebenen Rechtsprechung, und es ist die Öffentlichkeit, die über Gedeih und Verderb richten werden.

Heute, nur eine Woche vor der Hauptverhandlung, ist meine Lebensbeichte fertig. Wenn Sie sie lesen, sind auch Sie – moralisch zumindest – in die Urteilsfindung eingebunden.

I

Ich heiße Magdalena Diaz und bin heute neunund-dreißig Jahre alt. Um meine Geschichte verständlich darzustellen, muß ich zurück bis in meine frühe Jugend gehen.

Ich stamme aus ärmlichen Verhältnissen, aber dessen schäme ich mich nicht, denn meine Familie, in der ich aufgewachsen bin, war im Grunde genommen reich. Sie war nicht gut betucht, nein, das meine ich nicht. Sie war reich in dem Sinne, daß wir einander liebten, daß jeder auf die Gefühle des anderen Rücksicht nahm und jeder bemüht war, den anderen nicht zu verletzen.

Mein Vater war ein einfacher Landarbeiter, der sich abschuftete, damit Mutter, meine beiden Schwestern und ich genug zu essen hatten. Ja, meine Kindheit war von immer wiederkehrenden Nöten geprägt, mal fehlte das Geld für den Arzt, mal für die Schule und oft genug zum Essen. So zum Beispiel in regenarmen Jahren, wenn die Ernte mager ausfiel und nicht so viele Arbeiter gebraucht wurden. Dann bekam Vater so etwas wie ein Grundgehalt, das aber nicht für den ganzen Monat reichte. Oft sind wir Kinder dann in den Wald gegangen und haben – viel intensiver als sonst – Beeren, Pilze und Kräuter gesammelt.

Es waren mitunter sehr harte Zeiten, aber heute er-

scheinen sie mir wie das Paradies, wenn ich sie mit dem vergleiche, was ich unter dieser Justiz zu erleiden habe.

In unserer Familie wurde nie ein Wort darüber verloren, daß es einen Esser zuviel gab, es wurde einfach geteilt. Basta. Aber ich habe in meinem Inneren gespürt, daß meine Eltern den Tag herbeigesehnt haben, an dem das erste Kind die familiäre Gemeinschaft verlassen und sich auf eigene Füße stellen würde. Dieser nie ausgesprochene Wunsch beschäftigte mich als ältestes der drei Kinder besonders. Ja, in mir entwickelte sich ein noch ganz anderer Gedanke. Vielleicht würde ich eine Arbeit finden, die so reichlich entlohnt würde, daß ich noch etwas Geld nach Hause schicken könnte. Das wäre ein besonderes Glück für mich gewesen, denn ich hätte endlich ein wenig von dem zurückgeben können, was mir meine Eltern unter größten Opfern sechzehn Jahre haben zukommen lassen.

Solche Chancen würde ich nur in der Stadt finden können. Soviel war mir von Anfang an klar. Die ländliche Gegend, in der wir zu Hause waren, bot hier und da Arbeit, aber es waren zumeist Knochenjobs auf dem Felde, in Plantagen oder in Haushalten, wo man gnadenlos von den Reichen unterdrückt wurde. Also brach ich zu Fuß auf in die Stadt, um mir Arbeit zu suchen.

Ich hatte sogar eine Zieladresse, die es mir ersparte, sozusagen herrenlos auf der Straße nächtigen zu müssen. Die Schwester einer Freundin aus der Nach-

barschaft wohnte nämlich am Stadtrand. Sie hatte mir früher einmal angeboten zu helfen, wenn ich sie bräuchte. Jetzt stürmte ich also auf das nächste Telefonhäuschen zu.

Lisa war zu Hause. Gott sei Dank. So steuerte ich ihre Wohnung an, und sie nahm mich so herzlich auf, wie ich es erwartet hatte. Sie erzählte mir, daß sie in einem Club arbeite und soviel verdiene, daß sie ihr Auskommen hätte.

»Was mußt du in diesem Club machen?« fragte ich sie.

»Ich bin Bedienung. Du mußt wissen, dieser Club hat fast die ganze Nacht auf. Es ist eine Umstellung, weil man fast nur nachts arbeitet und dafür tagsüber zum Schlafen frei hat. Aber man gewöhnt sich daran. Ich wollte den Job nicht mehr missen.«

»Könntest du ein gutes Wort für mich einlegen, wenn sie wieder jemanden einstellen? Ist das überhaupt etwas für mich?«

»Jetzt gleich geht sowieso nichts, weil du viel zu jung bist. Die stellen nur volljährige Mädchen ein. Vielleicht könntest du tagsüber putzen? Soll ich mal fragen?«

Lisa fragte, und ich bekam überraschend schnell eine Gelegenheit, mich vorzustellen. »Sie wollen dich sehen«, sagte Lisa. Natürlich wußte sie, was das bedeutete, aber ich hatte keine Ahnung. Für mich klang das wie ein Vorstellungsgespräch. Soviel Glück in so kurzer Zeit! Ich konnte mich vor Freude kaum beherrschen, so dankbar war ich meinem Schicksal. Ei-

ne gut bezahlte Stelle, und die gleich auf Anhieb! Ich konnte es wirklich nicht fassen.

Am folgenden Tag richtete ich mich so gut her, wie es ging. Ich hatte ja nichts: Meine Kleidung sah, obwohl ich das beste Stück anhatte, das ich besaß, abgetragen, aber sauber aus. Ich wusch mich, benutzte Lissas Seife und ihr Parfüm und machte aus mir, was ich meinen jugendhaften Vorstellungen entsprechend eben aus mir machen konnte.

Mein langes schwarzes Haar trug ich offen, wie ich es von zu Hause gewohnt war. Dort hatte ich es nur bei der Arbeit zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Als ich in das Büro des Chefs eintrat, wurde ich von drei Herren überaus freundlich empfangen.

»Señorita, setzen Sie sich doch. So schöne Mädchen sind bei uns immer willkommen«, empfing er mich.

Die drei Männer musterten mich von oben bis unten, immer wieder von oben bis unten, und ihre Blicke waren stechend, als wollten sie durch meine Kleidung schauen. Mir wurde augenblicklich mulmig, aber ich wußte nicht konkret weswegen.

»Wie alt bist du?« fragte mich der älteste der drei.

»Sechzehn«, antwortete ich.

»Bist du noch unschuldig? Hast du schon mal gefickt?«

»Ja, mmh, nein!« Ich wurde puterrot. In einem solchen Ton hatte bisher noch niemand mit mir gesprochen. Ein Ekel überkam mich, aber ich begriff immer noch nicht, warum man mir solche Fragen stellte und

was sie letztendlich zu bedeuten hatten.

»Gut, du kannst bei uns arbeiten«, begann der Ältere. »Du hast Dienst von elf bis zweiundzwanzig Uhr. Maria wird dich einweisen, wo du wohnst und welche Arbeiten du verrichten mußt. Du erhältst zweiundzwanzig Dollar die Woche, Essen und Logis frei.«

Ich hätte schreien mögen vor Freude. Zweiundzwanzig Dollar Taschengeld! Davon könnte ich glatt fünfzehn nach Hause schicken. Was brauchte ich schon für mich? Ich rauchte nicht und trank nicht, und wenn Unterkunft und Essen frei waren, dann war das Geld wirklich übrig. Ich schickte ein Dankesgebet zum Himmel.

Maria wies mich ein, und ich arbeitete fortan als Putz- und Küchenhilfe, als Dienstbote und manchmal, vor allem in den frühen Abendstunden, als Bedienung. Mir war die Arbeit, die ich zu verrichten hatte, eigentlich egal. Ich war nur froh, daß ich mich selbst versorgen und jeden Monat einen kleinen Obolus nach Hause schicken konnte.

Nach anderthalb Jahren hatte ich ein Gespräch mit Lisa, das mir die Augen öffnete. »Bald ist ja dein großer Tag«, sagte sie.

»Was für ein Tag?« fragte ich ahnungslos.

»Du wirst doch bald achtzehn. Hast du das ganz vergessen, Dummerchen? Dann darfst du auch nachts bedienen und sogar tanzen.«

»Wieso tanzen? Ich will keinen Striptease tanzen. Da schäme ich mich ja zu Tode. Vor all den Leuten, nein, das ist nichts für mich.«

»Hat dir denn Alfredo noch nichts gesagt?«

»Nein, was sollte er mir schon zu sagen haben?«
fragte ich naiv.

Da setzte sie sich neben mich und begann ganz vertraut zu sprechen. »Weißt du denn nicht, daß die dich nur eingestellt haben, damit du ihnen als Tänzerin und Nutte für die besseren Kunden erhalten bleibst? Ich habe gleich am Anfang ein Gespräch zwischen Alfredo und dem Chef mitbekommen. Der Chef schwärmte von deiner natürlichen Schönheit und tön- te großspurig herum, daß du die Art Frischfleisch seist, die dieser Laden braucht. Aber weil sie jetzt regelmäßig Razzien machen, riskiert er nicht, dich jetzt schon auf die Bühne zu holen.«

Ich brach augenblicklich in Tränen aus. Diese Schweine, dachte ich, und spontan reifte in mir der Entschluß, bei nächster Gelegenheit das Weite zu suchen. Ich hatte fast achtzig Dollar auf die Seite gelegt, was ausreichend sein würde, um von hier wegzukommen.

Doch dann geschah etwas, was mein Leben veränderte. Eines Tages tauchte am späten Nachmittag ein Mann von ungefähr Mitte Zwanzig auf, den ich noch nie zuvor gesehen hatte. Er sah wie ein Filmheld aus und hatte gute Manieren. Es war die Art von Männern, von denen sich junge Gören wie ich damals wünschten, angesprochen zu werden. Das tritt ja nie ein, wie man weiß, aber ich muß einer göttlichen Fügung erlegen gewesen sein. Bei seinem dritten oder vierten Besuch stand er in der Tür zu unserer kleinen Küche und

fragte, ob er mir ein wenig Gesellschaft leisten dürfte. Ich zitterte bei seinen Worten am ganzen Leib.

Wir unterhielten uns, und er nannte mich immer Schätzchen. Das hielt ich zwar normalerweise für billig, aber so, wie er es sagte, klang es wie ein Kompliment. Ich zerfloß auch bald unter seinen Worten. Kurzum, ich verliebte mich unsterblich. Natürlich wußte ich, daß meine Verliebtheit für ihn überhaupt keine Bedeutung haben würde. Wie sollte er mich auch ernstnehmen? Ich hatte keine Erfahrungen in der Liebe, kannte die Männer nur als gaffende Fleischbeschauer, die, wenn sie richtig aufgeheizt waren, auf den Frauen herumrammelten und grunzten. Aber jetzt erlag ich dem Charme eines solchen Gaffers, und ich hatte keine Ahnung warum. Ich begriff ganz langsam, wie das bei Mann und Frau psychisch vor sich geht. Von der physischen Praxis hatte ich allerdings nach wie vor keinen blassen Schimmer, außer daß gefickt wird und es dabei sehr laut zugehen kann.

Eines Tages küßte er mich. Zuerst ganz zärtlich auf die Stirn, dann auf den Mund. Von da an entwickelte sich alles sehr schnell. Nach dem vierten oder fünften Kuß strich er über meine Brüste, dann knetete er sie, öffnete meine Bluse und holte sie heraus. Ich war wie gelähmt. Einerseits sträubte sich in mir alles, andererseits waren seine Liebkosungen so angenehm, daß ich nicht darauf verzichten wollte. Als er dann mit seiner Zunge über meine Brustwarzen strich, spürte ich zum ersten Mal, wie sich etwas in meinem Unterleib